

Erinnerung an Georg Loeschcke.

Von

Paul Friedländer

(Los Angeles, Kalifornien).

Vor fünfzig Jahren habe ich Georg Loeschcke zuerst gegenübergestanden, und wenn ich heute vom Pacific nach Bonn am Rhein zurückdenke, an das überlieferungsreiche, das anmutig stille oder auch bunt lärmende Bonn von damals, ist es mir trotz allem, was dazwischenliegt, wie vor gestern. Ich stehe als zwanzigjähriger Student in dem Vorraum des Bonner Hauses, der nicht anders aussieht als viele Vorräume in solchen Bonner Bürgerhäusern. Jemand kommt die schmale Treppe herunter, etwas vornüber gebeugt, etwas salopp auch in der Kleidung und dem leicht struppigen, leicht ergrauenden blonden Vollbart und begrüßt freundlich und fragend den jungen Studenten.

Ich war Berliner, hatte zwei Jahre vorher an der Berliner Universität klassische Philologie, vielmehr Altertumswissenschaft, zu studieren begonnen als Schüler von Wilamowitz. Das hieß aber sofort: nicht nur bei ihm studieren, wenn er auch allem die Richtung wies, und dem Studium nach Kräften die möglichst große Weite geben. Daß ich mich im Alten Museum auszukennen versuchte, von Kekulé und Graef, später von Kalkmann und Delbrueck Statuen und Gipsabgüsse verstehen lernte, mit Furtwänglers Katalog mich in der Vasensammlung zurecht fand, verstand sich ebenso wie das Studium der Texte, das freilich den Vorrang hatte.

Aber ein Semester wenigstens, aus dem dann zwei wurden, wollte ich außerhalb Berlins studieren. Bonn hatte die stärkste Anziehung. Denn dort lehrten noch Usener und Buecheler, dort war, schien mir, der einzige bedeutende Strom der klassischen Philologie außerhalb Berlins, der von Wilamowitz unabhängig war. Unabhängigkeit aber — oder der Wunsch danach — war das, was ich gerade von Wilamowitz zu lernen anfing, Unabhängigkeit auch von ihm, von dem für mich so vieles abhing. Als ich mich verabschiedete und ihm sagte, daß ich nach Bonn gehe, erhielt ich von ihm die Antwort, so fest als ob es daran keinen Zweifel gäbe: 'Dann werden Sie also bei Loeschcke studieren'. Wahrscheinlich wußte ich, daß Loeschcke in Bonn Archäologie lehre, und dann verstand es sich von selbst, daß ich bei ihm hören würde. Aber bei Loeschcke studieren, das klang mir unerwartet. Und doch hat Wilamowitz recht behalten. Ich denke mit Bewunderung und großer Verehrung an die alten Meister Usener und Buecheler, und ich hoffe, ich habe

bei ihnen meine Philologie um wichtige Gebiete, Techniken und Grundsätze bereichert. Aber ich wurde Loeschkes Schüler, und seinen Namen habe ich ein paar Jahre später zusammen mit dem von Wilamowitz auf das Widmungsblatt meiner Doktordissertation gesetzt.

Antike Kunst: das hieß für meine Berliner Professoren der Archäologie vor allem die Werke der Großplastik vom sechsten Jahrhundert an, das damals noch beinahe wie etwas neu Entdecktes vor uns auftauchte, über die klassischen und hellenistischen Jahrhunderte bis Augustus und Trajan. Daneben, gewiß, gab es Kleinkunst und irgendwo in der Ferne Architektur, Inschriften und manches sonst. Das Eigentliche aber war: man stand dem Kasseler Apoll oder dem Augustus von Primaporta gegenüber und versuchte, sie als einmalige Schöpfungen zu begreifen, und dazu dienten die geschichtlichen Zusammenhänge. Das bleibt wesentlich und unersetzbar. Aber was nun bei Loeschcke geschah, war wie ein Dammbbruch, zeitlich und räumlich und gegenständlich. Griechische Kunst ging weit ins zweite Jahrtausend zurück: Loeschcke hatte ja mit Furtwängler die mykenischen Vasen veröffentlicht, und er mochte gelegentlich auf seinen eigenen Anteil an diesem gemeinsamen Werk Nachdruck legen. Und von der mykenischen Zeit erstreckte sich der große Strom der Geschichte bis ans Ende der Römerzeit, um gerade am Rhein greifbar in die Frühgeschichte des eigenen Volkes zu münden. Kunstgeschichte war ein Teil der Geschichte, Quaestiones historicae stand im Titel von Loeschkes Doktorschrift, und Nietzsches Warnung vor dem Nachteil der Historie berührte uns erst später. Neben der Plastik gab es Malerei und Architektur, und vor allem hatte die Kleinkunst gleiches Recht, wurde von Loeschcke vielleicht mit noch größerer persönlicher Neigung einbezogen. Wir lernten von ihm, eine Vase oder einen Vasenscherben zu studieren, wenn er, oft das Vergrößerungsglas aus der Tasche ziehend, den Formen mit scharfer Aufmerksamkeit und merklicher Liebe folgte. Wir wanderten am Limes Romanus entlang oder fuhren durch das Moseltal nach Trier, empfingen in unmittelbarer Gegenwart eine Ahnung von römischer Architektur, Bau, Umbau, Anbau, von Graben-, Wall- und Turmkonstruktion, von Ausgrabungstechnik, von römischer Kleinkunst, und in alledem erfuhren wir Geschichte in weitem Sinne — wenn auch noch nicht 'die Pracht der Trevererstadt . . ., da sie den Ruhm der Schwester Roma teilte'.

Andere Grenzen fielen oder waren nicht vorhanden, so die Grenzen zwischen Literatur und Kunstgeschichte. Im Akademischen Kunstmuseum fanden ja auch die philologischen Vorlesungen statt, und etwas von Welckers umfassendem Geist war an dieser Stätte lebendig. Bei Loeschcke lasen wir Pausanias, lernten neben dem griechischen Text Architekturgrundrisse und -aufrisse lesen, sahen die Tempelstatue der Parthenos aus den literarischen Zeugnissen und den Nachbildungen erstehen, oder aus den Beschreibungen tauchte in der Ferne Polygnots verlorene Malerei auf. Was in Loeschkes Kolleg und Seminar vor sich ging, war immer voller Anregungen. Als ich in den nächsten Jahrzehnten den antiken Kunstbeschreibungen eine beträchtliche Arbeit widmete, war ich mir bewußt, das bei Loeschcke Gelernte fortzusetzen, es vielleicht vereinend mit philologisch-technischer Akribie, die man bei nie-

mandem besser lernen konnte als bei Buecheler, und in Useners Gefolgschaft hinausforschend in die Welt, wo Griechisches und Christliches sich durchdringt. Wenn mir später in Rom unter der Quarzlampe in einer kleinen Zelle der Vaticana verloschene Buchstaben einer griechischen Handschrift sichtbar wurden, so wußte ich, daß ich in der Schuld der Benediktiner von Beuron stand. Aber wenn aus dem Schwarz auf Weiß des Textes dann die Bilder auftauchten, die dort beschrieben sind, so dachte ich an Loeschkes Seminar zurück. Daß man in unserer Wissenschaft und in Wissenschaft überhaupt verstehen muß, das scheinbar Getrennte zu vereinen, und daß man keine Angst haben darf, ein neues Gebiet zu betreten, weil 'die Wissenschaft es verlangt' oder weil jenseits der üblichen Grenze plötzlich ein Gegenstand von Bedeutung sichtbar wird, dieses Wissen verdanke ich vor allem zwei Männern, Wilamowitz und Loeschke.

Eine Liste der Arbeiten, die unter Loeschkes Einfluß entstanden sind, würde deutlicher noch als eine Liste seiner eigenen Veröffentlichungen die Weite seiner Interessen und die Energie seines Einflusses zeigen. In seinen letzten Jahren, als er, an die Berliner Universität berufen, mit mir, dem angehenden Universitätsdozenten, in alter Güte umging, fuhr er mir einmal ins Wort: 'Ich bin ja kein Gelehrter, ich bin ein Lehrer!' Loeschke kein Gelehrter? Niemand als er hätte so sagen dürfen. Wägt man aber, was bei ihm zu eigener wissenschaftlicher Produktion wurde gegen das, was er an Anregungen überfreigebig austreute, so kann kein Zweifel sein, daß wenigstens in den späteren Jahren seines Lebens das Schwergewicht auf dieser, nicht auf jener Schale lag. Dabei war er sich über das Niveau seiner Schüler durchaus im klaren und konnte etwa in der Halböffentlichkeit des Kunstmuseums mit mokantem Ton sagen: 'Nun hab ich dem X auch noch den letzten Gedanken aus seiner Dissertation herauskorrigiert. Jetzt wird es eine gute, reinliche Materialsammlung'.

Bei dieser Gelegenheit sei eine Aufgabe genannt, die Loeschke mir einst anvertraut hat. Das Thema hieß: Das Rundbild. Die Aufgabe war, zu sammeln und zu ordnen, was die antike Kunst an Figuren und Kompositionen geschaffen hat, die ein Rund füllen, also auf Schalen, Münzen, Gemmen, Spiegeln usw. Ich bin mit dieser Aufgabe nie über die ersten Kapitel hinausgekommen, wenn mir auch das, was ich annähernd fertig brachte, zu einem Stipendiatenjahr im Süden verhalf. Loeschke, dächte ich, hatte im Sinn, daß hinter vielem, was uns erhalten ist, als so gut wie verloren und darum zu 'rekonstruieren' die Gattung der ionischen Metallschale stünde. Wer ihn kannte, wußte ja, daß die ionische Kunst in seinen Geschichtskonstruktionen leicht ein übergroßes Gewicht bekam, und 'Rekonstruktionen' lagen in der Luft. Aber aufs Ganze gesehn verdient jene Anregung vielleicht auch heute nicht vergessen zu werden, und für Loeschkes Freigebigkeit ist sie ein mir vertrautes Beispiel.

Loeschke war in manchem ein Provinzler. Seinen sächsischen Sprachklang hat er nie abgelegt, und die mykenische 'Püchelkanne', die ich damals in mein Kollegheft notierte, wurde mir erst erheblich später als Bügelkanne deutlich. Aber dieser Obersachse kannte die Mittelmeerländer, hatte jahrelang

an der Universität Dorpat gelehrt, und mit jenem Provinzialismus kreuzte sich ein weiter Sinn und eine erhebliche Menschen- und Weltkenntnis.

Der Student, an den langen Familientisch des Loeschkeschen Hauses geladen, an dem sich die Mahlzeit ohne viele Förmlichkeit vollzog, konnte über manches staunen, so wenn plötzlich einer der Söhne sich mit einem 'Du, Loeschcke' an den Vater wandte und die Respektlosigkeit gut machte, indem er dem Vater eine eigene Beobachtung, vielleicht an römischen Münzen oder Terra sigillata, berichtete. Der Reichtum der väterlichen Persönlichkeit schien sich unter die Söhne zu verteilen und in jedem von ihnen zu eigener Art zu werden. Da war der Theologe, und von evangelischer Theologie lebte im Vater viel. Da war der künftige Archäologe, da war der Maler, und da war der Jüngste, der bildender Künstler und Kunstforscher geworden ist. Selbst vom Arzt mochte der Vater etwas in sich haben, das sich an einen Sohn und nun schon an seine Enkel vererbt hat. Seien diese Blätter mit einer Erinnerung beschlossen, die mir lieb ist, weil sie zeigt, wie es im Bonner Kunstmuseum zugeht, und ein Zeugnis ist von Loeschckes Fähigkeit des Schneidens und Heilens zugleich. Seine Studenten oder einige unter ihnen hatten den Schlüssel zu den Glasschränken des Kunstmuseums und durften also die Sammlung antiker Kleinkunst aus der Nähe studieren. Eines Tages war ich allein mit der Duris-Schale. Sie fiel mir aus der Hand und zerbrach in viele Stücke — wie sich nachher herausstellte, wohl vor allem in die Fragmente, aus denen sie zusammengeleimt war. Ich war tief erschrocken und mußte Loeschcke Meldung machen von dem, was ich begangen hatte. Er schwieg eine kurze Weile und sagte dann ruhig: 'Nun, hoffentlich haben Sie dabei etwas gelernt'.